

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 230 (1957)

Artikel: Der Hochzeitswein
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Hochzeitswein

Von Maria Dutli-Rutishauser

In den Weingärten am See und weit hinauf an den Hängen gen Liebenfels reiften die Trauben. Gelb und rot war schon das Laub der guten, fetten Stöcke. Manchmal schlich morgens ein feiner, silbern schimmernder Nebel um das Gelände. Dann schauten die Bauern aus den niedern Stubenfenstern und sagten: „Jetzt kocht er die Trauben gar.“ Sie meinten den Nebel. Man sah ihn gern. Am Mittag schon würde er wieder weichen und der Sonne Platz machen, die hinter dem Vorhang aus Dunst und Silbergespinnst wartete. Das ist das rechte Traubenwetter, und ein paar solch guter Tage richten mehr aus als der beste, wärmste Sommer. Den Frauen gefallen sie auch. Sie können noch den Kabis einhobeln, der Männer leinene Hemden waschen und manchmal am blühenden Gartenhag ein wenig verweilen, indes die Sonne die letzte Süße in die Trauben kühlt.

„Wir könnten dies Jahr unsere Haustrauben zu Wein machen“, sagte Ammarei Keller, als sie den Mann über die Hofstatt kommen sah. Er fragte: „Wein? Solang ich weiß, hat man die Trauben am Maurizientag gegessen. Willst du eine neue Mode anfangen?“

Die Ammarei stemmte die erdbraunen Hände in die Hüften und lächelte nachsichtig. „Man merkt schon, daß du nicht über den Tag hinaussiehst. Wenn ich nicht an alles denken würde! Willst du etwa der Kreszenz Hochzeit ohne Wein be-gehen, hä?“

Der Bauer fragte sich in den schütterten Haaren. Er hatte offenbar Mühe, seine Gedanken vom Tagewerk zu dieser Traubengeschichte herüberzuholen. „Die Hochzeit? Von mir aus braucht es keinen Wein. Haben wir nicht den Haberlänglerjaft? Mich dünkt, der könnte auch recht sein.“

„So“, machte die Frau. Dann kam sie nahe an den Mann heran und tupfte ihn auf die Brust.

„Meinst du? Habe ich etwa so lange an dieser Heirat geschafft und der Kreszenz zehn hanfene Leintücher gepflanzt, gesponnen und gewirkt, daß sie wie ein Armleutekind Most trinken soll am Hochzeitstag? Und daß sie einen Mann bekommt, der fast so wichtig ist wie der Stabhalter – sag', wem hat sie das zu verdanken?“

„Der Bernhard Heß ist Aufseher im Herrschaftswald – weiter wird er es wohl nicht bringen –“

Aber die Ammarei ereiferte sich: „Wo steht das geschrieben? Heutzutage machen sich die jungen Leute. Die schauen nicht mehr wie du einfach zu, wie sich die Welt dreht. Vom Bernhard Heß weiß ich sicher, daß er nicht ewig am selben Fleck bleibt – laß mich nur machen! Und wie ist es nun mit den Trauben? Wir machen doch Wein, oder?“

Johannes Keller hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. Dann stapfte er in den Stall hinüber. Die Ammarei sagte zu sich selber: „Eh ja – ich hab' es doch gedacht. Was wollte er dagegen haben?“

Aber diesmal hatte sie sich verrechnet. Sie war ihrer Sache und des Weines so sicher, daß sie nicht merkte, wie schweigsam Johannes in den kommenden Wochen hinter dem Tisch saß, auf dem Feld arbeitete und ihr zuhörte. Die Kreszenz diente bis zur Hochzeit im Spätherbst in der Mühle, die Buben hatten sich bei den Bauern und im Schloß dinnen lassen. So waren die alternden Eheleute ganz allein, und das dünkte Ammarei eine rechte Plage. Ein Unterhaltssamer war Johannes seiner Lebtag nicht gewesen, daran hatte sie sich die Jahre her gewöhnen können. Aber daß er nun wie ein Stummer dasaß, Tag und Abend lang, das ging ihr doch auf die Nerven, und mehr als einmal stieß sie ihn an, wenn sie ihm Most einschenkte oder beim Pflügen hinter ihm in der Furche schritt: „Du, ein Kurzweiler bist du nicht, man könnte versauern neben dir.“

Aber er lachte gutmütig und sagte etwa: „Se ja, du merkst es aber recht spät.“

Am Abend vor dem Maurizientag schnitt die Ammarei eine Traube vom Spalier. Die legte sie auf den Stubentisch und meinte beim Nachtessen: „Siehst du, sie sind fast reif. Aber für den Wein wollen wir sie noch etwas hängen lassen. Das gibt Zucker.“

Hätte sie ihren Johannes nur angeschaut! Dann wäre sie hinter seine Gedanken gekommen. Doch sie schnitt das dunkle Roggenbrot entzwei und mußte aufpassen, denn es war schon recht dämmerig.

Nach dem Nachtessen gähnte Johannes in einem fort. „Wir gehen schlafen“, sagte die Frau schon bald und seufzte. Sie pickte noch ein paar Beeren von der Traube und ging dann dem Manne nach über die Ofenstiege in die Schlafkammer.



Der Berner Markt im Hochsommer ...

Als die Ammarei im tiefen Schlummer lag, stand Johannes behutsam auf. Er schlüpfte in die Hosen, nahm die Pantoffeln in die Hand und schlich sich im Dunkel aus der Kammer. Er hörte, wie die Frau einen ungeraden Schnaufer tat, aber dann drehte sie sich nur und schlief weiter.

„Nun so denn“, sagte Johannes zu sich selber und ging vor's Haus. Die Nacht war finster, aber wenn einer seiner Lebtag nur um sein eigen Haus herum gekommen ist, kennt er jeden Fußbreit Boden und alle Unebenheiten darin. Also gelang es ihm auch ohne Mühe, von der Holzbeige aus die Trauben zu erreichen. Einen Korb hatte er abends bereitgestellt, und da hinein legte er die Trauben. Freilich, es kam viel Laub mit, aber das focht den nächtlichen Winzer nicht an.

Er hatte schon mehr als die Hälfte des weitläufigen Spaliers geerntet, als ihm war, es rege sich

etwas hinter dem Gartenhag. Sein erster Gedanke war die Ammarei. Nun, wenn sie kam, hatte sie die Überraschung eben jetzt, nicht erst am Morgen!

Aber es schritt einer daher, der die Stille der Nacht wie mit einem Schwert zerschnitt, indem er rief: „Schelmenpack, vermaledeites! Willst du wohl von der Rebe lassen? Zeig' dich, oder ich schieße!“

Es war für Johannes Keller ein schwerer Entschluß, von der Scheiterbeige zu steigen und sich dem Nachtwächter vorzustellen. Aber wenn er oben blieb, lief er Gefahr, vor seinem eigenen Hause angeschossen zu werden. Trotzdem er schon Spott und Gelächter der Dorfgenossen zu hören glaubte, klappte er die Rebschere zu und sagte halblaut:

„Bastian, sei still, ich bin's, der Johannes. Hab' nur ein paar Trauben schneiden wollen zu St. Maurizio, weißt du.“

Doch der Nachtwächter lärnte: „Was, zum Narren willst mich halten, Elendiger! Ha, der Keller leist du? Komm, ich will dir sagen, wer du bist!“

Und er tappte dem Haus entlang und erwischte Johannes am linken Hosenbein, als dieser eben von der Beige kletterte. Das gab ein böses Ringen zwischen den beiden Männern! Und als erst noch die Ammarei, vom Lärm erschreckt, dazu kam und auch einige Nachbarn zu Hilfe eilten, fielen Faustschläge im Dunkel dahin und dorthin. Niemand wußte recht, wer der Dieb sei. Als endlich jemand mit der Laterne erschien und die Bauern und der Nachtwächter einander ansahen, konnten sie lange nicht begreifen, wem der Kampf galt. Sie alle hatten zerbeulte Köpfe, aber ein Schelm – nein, so einer war nicht da. – Johannes Keller aber, der sonst im Denken ein Langsamer war, sagte plötzlich: „Jetzt ist uns der Traubendieb entwischt! Das hat man davon, wenn so viele Leute mittun! Wir zwei, der Bastian und ich, hätten ihn allweg schon halten können. Nun haben wir es!“

Das leuchtete allen ein, und sie rieben die Köpfe und gingen kleinlaut heim. Johannes aber, ehe er zur Ruhe ging, nahm den gefüllten Korb und leerte die Trauben in den Bach hinter der Scheune. „Sie soll sie nicht haben“, murmelte er, „einmal im Leben will ich ihr doch den Meister zeigen, jawohl!“

Der Kreszenz Hochzeit mit dem zukünftigen Stabhalter wurde im Oktober 1768 gefeiert, bei Haberlänglerjaft und Speck und Brot. Ammarei verzog den Mund, als sie den Ehrentrunk auf das Brautpaar tat. „Wein“, sagte sie, „Wein von unserer Hausrebe habe ich euch einschenken wollen. Aber nicht einmal eine so bescheidene Freude darf man haben. Den armen Leuten will auch gar nichts geraten, es ist ein Jammer.“

Johannes sah, daß in ihren Augen Tränen standen. Da erbarmte sie ihn doch, und er schämte sich, ihr die Freude verdorben zu haben. „Nächstes Jahr“, sagte er, „werden wir Wein machen und ihn ganz allein trinken, du und ich. Ist es dir recht?“

Sie blickte ihn an, und langsam ging ein Leuchten über ihr gefurchtes Gesicht. Erst noch ein wenig unsicher, dann glücklich lächelnd kam sie auf ihn zu. Vielleicht hoffte sie, er gebe ihr die Hand. Aber dann standen sie nur da und lachten sich an.

„Dann müssen wir aber nächstes Jahr fest aufpassen zu den Trauben“, sagte Ammarei, und Johannes erwiderte: „Bis dahin, Ammarei, habe ich den Schelm wohl gefunden, der dich um die Weinfreude gebracht hat!“

Der Zoologe. Flux ist ein eifriger Fliegenfänger. „Heute früh habe ich wieder drei männliche und vier weibliche Fliegen gefangen.“ – „Woran erkennst du das?“ – „Die männlichen sitzen am Bierglas und die weiblichen am Spiegel.“

Auf der Polizeiwache. „Kann ich mir die festgenommenen Bagabunden ansehen? Mein Mann ist die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen!“

Bressant. Alara: „Was würdest du bei deinem zukünftigen Bräutigam vorziehen: Reichtum, Klugheit oder Erscheinung?“ – Edith: „Erscheinung, meine Liebe. Aber baldige!“

Neugierde. „Denk dir, Schatz“, sagte stolz die junge Frau, „als du gestern zu Bett gegangen warst, habe ich mich noch hingesezt und dir das Loch in deiner Westentasche gestopft. Nicht wahr, das war doch nett von mir?“ „Wirklich entzückend!“ stimmt der Gatte zu. „Aber sage mir doch nur, woher wußtest du eigentlich, daß ich ein Loch in meiner Westentasche hatte?“



... und bei 20 Grad Kälte im Februar 1956 – Ein einziges Eierfraueli trogte noch der Kälte.

Photos W. Rydegger, Bern